

Lutherisch im südlichen Kaukasus

Im Gespräch mit Markus Schoch,
Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche
in Georgien und dem Südlichen Kaukasus



Foto: ELKG

Seit 2017 ist der württembergische Pfarrer Markus Schoch Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Georgien und dem Südlichen Kaukasus (ELKG), einer Kirche, die sich über „dreieinhalb Länder“ erstreckt, wie er betont. Maaja Pauska sprach mit ihm über die Möglichkeiten einer kleinen evangelischen Kirche in einem übermächtigen georgisch-orthodoxen Umfeld.

Wie viele Länder und wie viele Sprachen umfasst die ELKG?

Wir haben Gemeinden in Georgien, in Aserbaidschan (Baku) und eine Gemeindeguppe in Armenien (Jerewan). Unsere Gemeinde in Suchumi in Abchasien ist von Georgien durch eine Demarkationslinie getrennt. Deshalb spreche ich von dreieinhalb Ländern. Ich bin dank

meinem deutschen Pass der einzige Pfarrer unserer Kirche, der von Tbilissi aus Suchumi besuchen kann.

Die meisten unserer Gemeindeglieder haben eine „sowjetische“ Familiengeschichte. Sie sind Angehörige unterschiedlicher Minderheiten: Armenier, Weißrussen, Kasachen ... Deshalb sind die Gemeinden vorwiegend russischsprachig. Nur die Gemeinde in Bordschomi ist komplett georgisch. In Bolnisi/Katharinenfeld kommen 30 Kinder zur Sonntagsschule. Von ihnen spricht keines Russisch. Deutsch spielt in unserer Kirche kaum eine Rolle. In Tbilissi gibt es einige Expats und in Bolnisi haben wir noch einige Nachfahren von Auswanderern, die Schwäbisch sprechen.

30 Kinder klingt vielversprechend für die Zukunft der Kirche.

Wir haben auch eine aktive Pfadfinderarbeit in der Kirche. Aber wir verlieren die jungen Menschen in der Regel in dem Moment, wenn sie heiraten. In der georgischen Mehrheitsgesellschaft ist es undenkbar, dass man nicht in der orthodoxen Kirche heiratet oder die Kinder woanders getauft werden. Georgisch sein und orthodox sein werden in der Gesellschaft quasi als genetische Verbindung verstanden. Unsere georgischen Gemeindeglieder haben deshalb oft Schwierigkeiten mit ihren Familien oder Nachbarn.

Georgien war immer ein multiethnisches, multireligiöses Land und rühmt sich als das toleranteste Land der Welt. Es hat hier zum Beispiel nie einen Pogrom gegen die jüdische Bevölkerung gegeben. Diese große Geschichte wird leider konterkariert durch den zunehmenden Nationalismus.



Wie verhält sich in dieser Situation der Staat?

Bis 2012 konnten sich die Minderheitskirchen in Georgien nicht als Religionsgemeinschaften registrieren. Wir konnten kein Bankkonto haben, keinen Wagen auf die Gemeinde zulassen, nur als Privatperson. Inzwischen sind wir eine juristische Person öffentlichen Rechts. Trotzdem gibt es weiterhin eine große Benachteiligung aller anderen gegenüber der orthodoxen Kirche. Diese hat einen Staatskirchenvertrag, der Verfassungsrang hat und somit höher ist als alle anderen Gesetze.

Unser in sowjetischer Zeit verstaatlichtes Eigentum ist weiterhin im Staatsbesitz, das betrifft genauso Armenier und Katholiken. Die Orthodoxe Kirche dagegen hat ihren gesamten Besitz, auch Agrarflächen, zurückerhalten. Sie ist die größte Grundbesitzerin in Georgien.

Ist in diesem Kontext eine Ökumene möglich?

Wir haben eine sehr gute ökumenische Zusammenarbeit mit Baptisten, Katholiken und den Armeniern in einem de facto Ökumenischen Rat. Wir vier Bischöfe treffen uns regelmäßig, feiern zusammen Gottesdienste und versuchen, gegenüber dem Staat gemeinsam und abgestimmt aufzutreten. Mit allen anderen Religionsgemeinschaften arbeiten wir unter der Schirmherrschaft des Ombudsmanns zusammen. Die Orthodoxe Kirche ist ebenfalls dazu eingeladen, kommt aber nicht.

Auf der Leitungsebene besteht mit der orthodoxen Kirche ein respektvolles Verhältnis. Wir werden von dem Patriarchen als Geschwisterkirche wahrgenommen und gelegentlich eingeladen. Für den

Alltag hat es aber kaum Auswirkungen. Je weiter herunter in der Hierarchie, desto schwieriger wird es. Der Umgang wird aggressiver, wir werden als Sekte bezeichnet. Als im Jahr 2000 in Rustawi ein lutherisches Gemeindehaus gebaut wurde, gab es zunächst große Ängste, bis dahin, dass die Nachbarn fürchteten, krank zu werden. Solche Ängste werden auch von Priestern geschürt. Das ist keine offizielle Politik, trotzdem ist der Alltag oft diskriminierend.

Das ist ein hartes Wort.

Wir haben keine Unterdrückung und Verfolgung, aber das gesellschaftliche Klima ist nicht immer einfach. Assureti/Elisabethtal ist ein gutes Beispiel dafür. Die Verwaltung saniert dort aktuell die einstige lutherische Kirche. Wir begrüßen es, wenn das Kirchengebäude von Bewohnern kulturell genutzt werden soll, würden dort aber gern auch Gottesdienste feiern dürfen. Der orthodoxe Priester vor Ort hat mir jedoch ins Gesicht gesagt: Hier wird nie ein lutherischer Gottesdienst stattfinden. Die Stadtverwaltung reagiert auf meine Anfragen und Briefe nicht. Sie hat Angst vor der Macht der orthodoxen Kirche. Inzwischen habe ich auf Umwegen erfahren, dass im Grundbuch bereits das Nutzungsrecht für die orthodoxe Kirche eingetragen worden ist. Ich habe das Problem im Patriarchat angesprochen, aber statt zu sagen: Ja, ihr dürft dort feiern, ist doch eine ehemalige lutherische Kirche, gibt es nur Beschwichtigungen.

Kann man nichts dagegen machen?

Georgien möchte zu Europa gehören. So viele Europaflaggen wie hier habe ich sonst nirgends gesehen. Also hoffen wir, dass die europäischen Staaten sagen: Die Freiheit für Religionen ist ein integraler Bestandteil unserer Forderungen, wenn ihr nach Europa wollt. Lobbyarbeit, auch von deutschen Landeskirchen in ihren ökumenischen Beziehungen, ist wichtig. Als die georgische Botschaft in Berlin ein Gotteshaus für die georgische orthodoxe Kirche suchte, wandte sie sich an die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Ich habe den Berlinern über die Situation in

Assureti berichtet. Daraufhin haben sie in einem Brief an die georgische Botschaft darauf hingewiesen, dass die selbstverständliche Geschwisterlichkeit zwischen den Kirchen in Deutschland auch auf Georgien zurückstrahlen sollte. Das GAW kann ebenfalls seine Kontakte nutzen.

Welche Rolle spielt die Diakonie in der Kirche?

Unsere Diakonie war von Anfang an sehr stark. In den Gemeinden gibt es überall Diakoniebeauftragte. Der Bedarf an Hilfe ist groß. Die Einheitsrente beträgt aktuell 200 Lari, das sind 70 Euro. Viele leben zwar in privatisierten Wohnungen, aber die kommunalen Abgaben und Heizkosten sprengen ihre finanziellen Möglichkeiten. Da stehen sie im Winter vor der Frage: Wurst aufs Brot oder eine warme Wohnung. Und eine Krankenversicherung hat niemand. Einmal im Monat verteilen wir Lebensmittelpakete mit acht Grundnahrungsmitteln an rund 200 Menschen. Es gibt auch Hilfe bei Operationen. Über die Hilfsbedürftigkeit entscheidet der Diakonieausschuss. Mehr als 70% der Hilfeempfänger sind Menschen aus dem Gemeindeumfeld und Deutschstämmige. Unser Diakonisches Werk in Tbilissi ist älter als die Kirche. Wir haben ein kleines Altenheim mit zwölf Bewohnern, zwei Suppenküchen versorgen täglich 100 Menschen. Die ganze Arbeit ist spendenfinanziert, vor allem durch unsere Freundeskreise in Deutschland. Für unseren Pflegedienst bekommen wir

die Patienten vom Staat genannt; daher gibt es hier staatliche Zuschüsse. Wir betreuen rund 100 Patienten. Auch als eine kleine Kirche können wir etwas zur Entwicklung der Gesellschaft beitragen.

Finanziert sich die Kirche selbst oder durch Spenden aus dem Ausland?

Unser Gemeindebeitrag ist entsprechend der finanziellen Lage der Menschen gering. Es ist schon ein Handicap, dass wir finanziell so stark von Deutschland abhängig sind. Wir müssen die Eigeninitiative und Verantwortung stärken, auch in finanzieller Hinsicht.

Gibt es Entwicklungen, die Ihnen Freude bereiten?

Wenn wir in Bolnisi mit unseren Sonntagsschulkindern ein Programm vorbereitet haben, kommen inzwischen auch ihre Eltern ins Gemeindehaus und bleiben sogar dabei, wenn ich im Talar erscheine. Das ist eine erfreuliche Entwicklung. In Rustawi reichen unsere Räume nicht mehr aus, weil es am Wochenende so viele unterschiedliche Aktivitäten gibt: Flötenkurs, Kinderchor, Sonntagsschule ... Wir überlegen schon, die Räumlichkeiten zu erweitern. Wir haben Gemeindeleiterinnen, oft junge Frauen, die sich neben ihrem Beruf mit Herzblut um die Gemeinden kümmern und sie voranbringen. Einige sind auch im Präsidium der Synode dabei. Und wir hatten kürzlich ein großes Ereignis: Eine Hochzeit von jungen Menschen, die beide in unserer Gemeinde aufgewachsen sind. Das war ein richtiges Fest!

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Georgien und im Südlichen Kaukasus zählt 800 eingetragene getaufte und konfirmierte Gemeindeglieder, mit Kindern und Sympathisanten 1000 Personen. Die Kirche hat einschließlich des Bischofs sechs ordinierte Geistliche, drei Frauen und drei Männer, von denen drei hauptamtlich arbeiten.

Ihre Wurzeln hat die Kirche in der Auswanderung in den Jahren 1817/18, vor allem aus Württemberg. Durch den stalinistischen Terror wurde das kirchliche Leben unmöglich. Der Hauptteil der Deutschen aus Georgien und Aserbaidschan wurde im Herbst 1941 deportiert. Erst am 3. Juli 1999 fand wieder eine Synode der ELKG statt.

Im Projektkatalog des GAW 2020 ist die Kirche erstmalig mit einem eigenen Projekt vertreten: Das Dach des Kirchenzentrums in Tbilissi muss dringend saniert werden.